

Johannes Likar

DRAUßEN ZU HAUSE

**MEIN INSELJAHR
IN DER SCHWEDISCHEN WILDNIS**

adeo

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Copyright © 2024 adeo Verlag
in der SCM Verlagsgruppe GmbH,
Berliner Ring 62, 35576 Wetzlar

1. Auflage 2024
Bestell-Nr. 835384
ISBN 978-3-86334-384-2

Umschlaggestaltung: Andreas Sonnhüter · grafikbuero-sonnhueter.de
Umschlagmotiv: Johannes Likar
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

www.adeo-verlag.de

Inhalt

1	Prolog	7
2	Kälte, Stille, Einsamkeit	10
3	Wenn jemand eine Reise tut, so kann sich was verändern	20
4	Umzug nach Schweden	29
5	Zeltleben – der Probewinter	35
6	Wie man eine Insel findet	44
7	Wie man (k)einen Zeltplatz wählt	55
8	Mai – der Umzug	63
9	Juni – die ersten Wochen	76
10	Juli – eine Umgebung reich an Geschichte	84
11	August – die Zeit der Besucher	95
12	September – ein Fenster zur Welt	109
13	Oktober – allein und das Auto	123
14	November – ein Gespräch mit dem Autor	131
15	Dezember – die dunkelste Stunde	143
16	Januar – ein neues Lied	159
17	Februar – krank	178
18	März – eine andere Welt	190

19 April – Ideen	203
20 Mai – macht alles neu	213
21 Juni – Abschlusskonzert	224
22 Juli – eigentlich war es nicht erlaubt	233
23 Zwei Sommer auf dem Floß	240
24 Abschied vom Zelt	254
Anhang	264



1

Prolog

Der Schein des Feuers flammt wieder auf, als noch einmal Holz nachgelegt wird. Es ist schon dunkel, wir sitzen im Kreis um das Lagerfeuer, jemand spielt Gitarre, und ich kaue an den letzten Resten meines etwas zu teigigen Steckerlbrotts. Auch nach vielen Jahren als aktiver Pfadfinder bleibt es für mich immer noch eine hohe Kunst, den Teig am Stock mit genügend Geduld im richtigen Abstand über der Glut zu halten. Doch bis zum nächsten Lagerfeuer werde ich das wohl wieder vergessen haben. Zwei Wochen Zeltlager vergehen einfach viel zu schnell. Auch wenn wir alle etwas übermüdet sind und eine warme Dusche gebrauchen könnten, genieße ich die Wärme im Gesicht und Kühle am Rücken, das Gefühl der Füße auf der Erde, die sich gerade wieder ans Barfußlaufen gewöhnt haben, den Geruch von Lagerfeuer in Kleidern und Haaren. Bald wird alles wieder nach Zivilisation und Waschmittel duften, die Haut wieder empfindlicher werden und die Kratzer an Händen und Beinen verheilt sein. Dann bleiben nur die Erinnerung und die Vorfreude auf nächstes Jahr.

Könnte man nicht auch einfach so weitermachen? Warum kann ein Zeltlager nicht den ganzen Sommer dauern? Als Kinder hätten wir uns sofort dafür begeistern lassen, und hätte ein Lager über die gesamten Sommerferien zur Auswahl gestanden, es hätten sich genügend von uns gefunden, die sich so etwas nicht entgehen lassen würden. Ein paar Jahre später, nun als

Erwachsener in Leitungsposition, an ähnlichen Lagerfeuern, war es dann aber auch ganz gut, wenn man die Kinder nach zwei Wochen wieder nach Hause entlassen durfte.

Nun gibt es in meiner Pfadfinderorganisation auch Angebote für Erwachsene. Und das erlaubt uns, weiterhin Kind zu sein. Kind sein im Erleben, aber mit aller Erfahrung und all den Fähigkeiten, die wir über die Jahre angesammelt haben. Wenn das eigene Denken dann nicht mehr von externen Einflüssen beschränkt wird, wie etwa der Dauer der Sommerferien, wandeln sich die Möglichkeiten von Lagerfeuerträumen ins scheinbar Unendliche. Warum also sollte das Wohnen im Zelt nur auf Ferien und Urlaub beschränkt sein? Könnte man nicht auch ein Zelt zu seiner Wohnung erklären – etwa auch für ein ganzes Jahr?

Ein Gedanke, den wir gern träumten, manche konkreter als andere. Ich erinnere mich, dass Mark, einer der leidenschaftlichsten Pfadfinder, die ich kenne, schon weit vorangeschrittene Pläne hatte. Er hatte bereits genaue Vorstellungen, wie er eine Jurte, eine der typischen Pfadfinderzeltformen, einrichten würde. Mit doppelten Wänden zur Wärmedämmung im Winter, Nasszelle zum Duschen, Feuerplatz und allem, was dazu gehört. Bevor sich für Mark aber die Möglichkeit ergab, seinen Plan in die Tat umzusetzen, hat er, ebenfalls an einem Lagerfeuerabend, eine nette Pfadfinderin kennengelernt. Ihre Hochzeitstafel einige Zeit später stand auf einer Wiese in einer großen Zeltburg, und wir Pfadfinderfreunde erschienen natürlich in unserer Kluft.

Diese Hochzeitsfeier fand im Sommer 2017 statt. Ein halbes Jahr vor einer Reise nach Skandinavien, die für mich zum Auslöser wurde, einen neuen Weg in meinem Leben einzuschlagen. Einen Weg – so unerwartet, so wunderschön, so erfüllend und so herausfordernd. Einen Weg, für den alle Zeltlager zuvor zwar eine gute Vorbereitung waren, der mir aber auch meine Grenzen

aufzeigte und neue Perspektiven und Ausblicke eröffnete. Einen Pfad, den zu finden ich mir damals am Lagerfeuer sehr wohl hätte erträumen können, dessen Bedeutung ich aber erst jetzt, im Rückblick, zu verstehen beginne. Einen Weg, der mich mit der Natur und mit mir selbst konfrontiert und der fundamentale Veränderungen in mir bewirkt hat.



Der erste große unbeabsichtigte Schritt hin zu dieser Veränderung war meine bis dato längste Reise in den Norden im Januar 2018. Eine Reise, bei der ich Puzzlestücke zu sammeln begann, die sich bald zu einem Bild meines späteren Lebens zusammenfügen würden. Eine Reise, in der ein Same gesät wurde, der im darauffolgenden Frühjahr zu keimen begann, meine anscheinend tief verwurzelte Veränderungsscheu aufbrach und mich ein Jahr darauf allein in ein Zelt auf eine unbewohnte Insel führen würde.



2

Kälte, Stille, Einsamkeit

Ein angenehmer Aspekt der beruflichen Selbstständigkeit ist es, dass einem die Gleichung „Zeit = Geld“ sehr real vor Augen ist. So ist es schon immer meine Präferenz gewesen, nicht den Umweg übers Geld zu gehen, um mir dadurch vermeintlich schönere Freizeiterlebnisse zu leisten, sondern auf sparsame Weise länger unterwegs zu sein. Das bedeutete dann, das Auto zu packen, eine ungefähre Route zu planen und einfach mal loszufahren. Die Nächte wurden entweder auf umgeklappten Rücksitzen, unter freiem Himmel oder im Zelt verbracht. Oder aber auch bei Gastgebern, die ihre Couch und andere spannende Schlafplätze kostenlos über Internetplattformen anbieten. Die Grundidee hinter solchen Plattformen ist es nicht, einfach nur ein Grathotel zu haben. Vielmehr soll dadurch die Möglichkeit entstehen, Menschen vor Ort kennenzulernen, miteinander Zeit zu verbringen, vielleicht auch gemeinsam zu kochen und zu essen. Etwas abseits der vielbegangenen Touristenpfade Schönheit zu entdecken und einander einen Einblick in das jeweilige Leben und Denken zu gewähren. In meiner Zeit in Salzburg hatte ich als Gastgeber im Laufe der Jahre selbst rund 200 Leute bei mir zu Besuch. Selbst später im Zelt auf der Insel konnte ich so auch ein paar mutigen Reisenden einen etwas außergewöhnlicheren Aufenthalt ermöglichen. Wenn ich Besucher zu mir nach Hause einlud, fühlte sich das oft selbst ein bisschen wie eine Reise an. Eine Reise, auf der man Neues entdeckt. Es gibt so

viele Kulturen, Berufe, Interessen, Gedanken, Sorgen und Erlebnisse. Jeder Mensch hat seine eigene Geschichte, erlebt das Leben in einer so großen Vielfalt, die leicht in Vergessenheit gerät, wenn man nicht ab und zu über den Rand der eigenen Komfortzone und Medienblase hinausblickt.

So habe ich, um meinem 30. Geburtstag im Januar 2018 eine gewisse Wichtigkeit aufzuladen, mein Auto mit all meiner Winterrüstung vollgepackt, um einige meiner Grenzen auszutesten und Neues zu entdecken.

Beginnen hat diese Reise, wie viele andere davor, mit dem Studieren von Karten und Satellitenbildern. Je weiter nördlich und abgelegener die Städte, desto besser. Nach weiterer Recherche in diversen Internetforen zum Thema Wandern in Skandinavien war das Ziel gefunden: der Sarek Nationalpark im Norden Schwedens. Eine Berglandschaft, in der sich einige der zwölf über 2000 Meter hohen Gipfel des Landes befinden, wenngleich für mich als Österreicher die Höhe dieser Berge nicht die vorrangige Motivation war, um mir dieses Reiseziel auszusuchen. Viel spannender fand ich, dass in dem rund 2000 Quadratkilometer großen Gebiet das Fahren mit motorisierten Fahrzeugen untersagt ist und man erst mal einen halben Tag zu Fuß unterwegs sein muss, um überhaupt an die Grenze des Nationalparks zu kommen.

Nach dem Lesen weiterer Reiseberichte von Wintertouren durch diese Region wurde mir schnell klar, dass meine anfängliche Begeisterung davon, tief in diese Wildnis vorzudringen, wohl etwas zu optimistisch gewesen war. Zwar hatte ich bereits Erfahrungen mit mehrtägigen Touren im Winter, zum Beispiel zehn Tage allein im Fullufjället Nationalpark bei starkem Wind und -15°C . Dort finden sich allerdings einige Schutzhütten, und wenn etwas schiefläuft, gibt es noch Handyempfang. Der Sarek im Winter ist allerdings doch eine oder sogar zwei Nummern größer und wird auch gern als Vorbereitungstour für eine

Grönlandeisdurchquerung gesehen. Glücklicherweise fehlt mir bei solchen Unternehmungen ein falscher Ehrgeiz, der mich in allzu gefährliche Situationen treiben könnte und mich lieber früher umkehren lässt. Ein berühmter Polarforscher wäre ich im 19. Jahrhundert wohl nicht geworden, dafür aber vielleicht alt.

So war mir schon bei der Abreise aus Österreich bewusst, dass das große Sarek-Abenteuer wohl eher nur ein kurzes respektvolles Hallo aus der Distanz werden würde als ein freudiges Uarmen eines wohlbekanntes Freundes. Dieser Respekt stellte sich vor allem dann ein, als bei der Anreise von Jokkmokk, der letzten Stadt vor der Wildnis, das Thermometer auf unter -20°C zu fallen begann. Aus meinem Tagebuch:

Fahrt nach Kvikkjokk war toll, 100 Kilometer verlassene Eisstraße. In der Früh gleich nach dem Campingplatz das erste Rentier gesehen. Tot am Straßenrand. Aber später noch sehr viele lebende. Auf der Strecke wurden dann auch die -30°C geknackt.

Die Karosserie meines Ford Galaxy gab spontane Knackgeräusche vom Zusammenziehen von sich, und bei der Ankunft am Parkplatz in Kvikkjokk zeigte die Nadel immer noch -30°C an. Kälter wurde es glücklicherweise nicht, denn dort endete auch die Skala meines Kühlschranks thermometers. Das Auto wurde so geparkt, dass für den Fall einer benötigten Starthilfe der Zugang zur Batterie gut möglich war. Auf Anraten meines Mechanikers hin hatte ich außerdem vor der letzten Tankfüllung dem Diesel einen Zusatz beigemischt, der das Verklumpen bei hohen Minusgraden verhindern soll.

Die tiefste Temperatur, die ich vor dieser Reise erlebt hatte, waren -16°C gewesen. Was ich nun sehr interessant zu beobachten fand, waren die Veränderungen von -20 auf -30°C Kälte,

die meiner Wahrnehmung nach größer sind als bei dem Schritt von -10 auf -20°C. Handschuhe, die man wie alle anderen Kleidungsstücke auch in Schichten trägt, dicke Fäustlinge über dünneren Fingerlingen, zieht man am besten gar nicht mehr aus. Das erfordert Geduld, wenn man zum Beispiel einen Gurt durch eine Öse fädeln möchte. Die Kunststoffschnallen am Rucksack beginnen zu brechen, das Material der Kleidung verändert sich spürbar oder besser gesagt hörbar. Das Rascheln des Stoffes von Jacke und Hose wirkt heller, brüchiger und spröder. Allzu tiefe Atemzüge möchte man nicht mehr nehmen und überhaupt jede entblößte Hautstelle vermeiden. So dauerte das Packen der Pulka, des Transportschlittens zum Nachziehen, seine Zeit, und als die Schneeschuhe an den für die Bindung zu großen Winterstiefeln mit zusätzlichen Gurten befestigt waren, ging es los.



Der Weg war von Motorschlitten ausgefahren, brettlhart, windstill – ein fast zu perfekter Beginn. Musste ab und zu einfach grinsen, so viel Freude über die Möglichkeit, so etwas machen zu können, jetzt hier zu sein. Zu leben. Zu erleben. Ich habe Tee vergessen ... Ich glaube, ich habe überhaupt vergessen, welchen zu kaufen, konnte mich nicht erinnern, ihn beim Packen gesehen zu haben.

Was im ersten Moment enttäuschend gewesen sein mag, stellte sich aber als eigentlich gar nicht so verkehrt heraus. Anstatt Tee zu kochen, habe ich einfach nur das heiße Wasser in meine Thermosflasche gefüllt und während des Tages getrunken. Der Vorteil daran war, am Abend beim Kochen des Essens bereits Wasser zu haben. Im warmen Wasser lässt sich Schnee schneller schmelzen.

Das Aufstellen des Tunnelzeltes am ersten Lagerplatz hat ganze vierzig Minuten in Anspruch genommen. Im Sommer wäre das in rund fünf Minuten erledigt gewesen. Erst einmal muss der Zeltplatz mit den Schneeschuhen verdichtet werden. Dazu kommt die Herausforderung, mit Handschuhen arbeiten zu müssen, und außerdem hatte ich Zeltplane und Gestänge zu Beginn noch schön ordentlich in den jeweiligen Säcken verpackt. Daraus habe ich aber schnell gelernt, beim Abbau am nächsten Tage nur das Nötigste auseinandergenommen und das Zelt oben auf die Pulka gezurrt. So war es am nächsten Abend um vieles schneller aufgestellt. Da die Route vom Tal in Kvikkjokk bergauf führte, wurden die Temperaturen auch wieder etwas „angenehmer“, -20°C draußen, -9°C im Zelt. Auf dieses Gefühl des Heimeligen inmitten einer unwirtlichen Welt, von der mich nur eine dünne Stoffschicht trennt, werde ich im Inseljahr noch öfter zurückkommen. Ebenso allerdings auch auf die irrationale Angst davor, was wäre, wenn auf einmal das Zelt verschwinden würde. Wenn meine komplette Ausrüstung fort wäre, ich plötzlich im Schnee säße, ungeschützt, allein. Sicher, der Sternenhimmel wäre schön zu beobachten, doch weiß ich nicht, ob ich nur mit der Kleidung, die ich trage, überleben könnte. Aber das passiert ja nicht, meldet sich die Vernunft kurze Zeit später wieder, während der Schnee im Kocher vor sich hinschmilzt und der Zeltstoff, nur den Bruchteil eines Millimeters dick, den Wind abhält.

Wie wenig es braucht, um Behaglichkeit zu empfinden. Nach einem Tag anstrengender Wanderung erscheint ein Sitzplatz im Zelt bei -9°C und einer Tasse heißen Wassers sehr angenehm, auch das einfache Essen schmeckt. 200 Gramm Couscous in Fertigsuppe, wahlweise Kürbis oder Tomate. Das Kochen im Zelt wärmt dieses zwar auch auf, kann allerdings eine sehr gefährliche Angelegenheit sein, wenn man nicht weiß, was man tut. Vor allem in Kunststoffzelten kommt es immer wieder zu

Todesfällen aufgrund von Kohlenmonoxidvergiftungen. Die zweite Gefahrenquelle ist die Flamme des Kochers. Ich hatte einen Benzinkocher mit dabei, der zu Beginn vorgeheizt werden muss, was bei falscher Anwendung eine größere Stichflamme produzieren kann. Auch wenn ich den Kocher bereits kannte und damit umzugehen wusste, war es mir zu riskant, ihn im Zelt zu entzünden – nicht dass ich dann tatsächlich ohne Zelt da sitzen würde. Also habe ich den Kocher meistens draußen entzündet, später in die Apsis genommen und den Zeltingang zur Hälfte offengelassen, um für eine gute Belüftung zu sorgen.

Das hatte auch noch den weiteren Vorteil, dass es nicht zu warm werden konnte. Es klingt vielleicht absurd, Wärme im Zelt nicht als Vorteil zu betrachten. Aber wenn das Zelt sich in Richtung Nullpunkt wieder erwärmt, beginnen die Eiskristalle, die sich durch den Dampf von Körper und Kochen an der Decke des Zeltes gebildet haben, wieder zu schmelzen, und tropfen von oben herab. Das Auffälligste beim Kochen war allerdings der Lärm des Kochers an sich. So zuverlässig mein Benzinkocher auch war, im Vergleich zu anderen Varianten war er sehr laut. Aber auch ein erhöhter Geräuschpegel muss nicht unbedingt nur schlecht sein.

Da ich aus dem Medienbereich komme, war ich schon lange damit vertraut, wie wichtig die auditive Wahrnehmung ist, auch als Mittel, um Aufmerksamkeit und Gefühle zu lenken. Es mag vielleicht etwas komisch klingen, aber der Lärm des Kochers, vergleichbar mit einem entfernten Flugzeug, gab mir doch auch ein gewisses Gefühl von Geborgenheit, als wäre ich in einer Umgebung, in der etwas los ist, in der man von Menschen umgeben ist, so wie man in einer Stadt auch eine ständige Geräuschkulisse um sich hat. Nach dem Kochen, als es still geworden war, war ich wieder zurück in der Gegenwart, in der Natur, in der Einsamkeit.

Und still war es nicht nur durch den Kontrast zum Kochen. Es war überhaupt, so schien es mir, stiller als sonst irgendwo. Beim Versuch, diese Erlebnisse festzuhalten, spüre ich, wie unzulänglich Worte dafür sind, die Realität dieser Erfahrungen einzufangen. Wie beschreibt man Stille, etwas, das nur durch die Abwesenheit von etwas anderem entsteht – gleich einem Loch? Der stärkste Eindruck ist und bleibt das eigene Erleben.



Am Morgen des dritten Tages, als ich die Schuhe wieder anziehen wollte, fand sich Eis im Schuh. Nicht ein paar Eisklumpen, die hineingefallen sein könnten, vielmehr war der Zehenbereich des Innenschuhs gefroren. Nach kurzem Grübeln zur Ursache und wie das Problem zu lösen sein könnte, erinnerte ich mich an einen Expeditionsbericht, den ich mal gelesen hatte.

Durch die Verdunstung von Schweiß sammelt sich Feuchtigkeit im Schuh, der bei atmungsaktiven Materialien während des Tragens normalerweise nach außen abgegeben wird. Mein Problem war jetzt allerdings, dass ich die Schuhe zum Schlafen ausgezogen hatte und sie die ganze Nacht im Zelt gestanden hatten. Dadurch konnte die Feuchtigkeit im Schuh zu Eis gefrieren. Um das zu verhindern, gäbe es spezielle Socken, welche die Feuchtigkeit nicht durchlassen. Dünne Fülllinge aus Neopren wären eine weitere Option. Die sparsame Version davon, das hatte ich auch in jenem Bericht gelesen, sind Plastikbeutel. Am besten solche fürs Tiefkühlfach, da diese besonders reißfest sind. Glücklicherweise hatte ich solche mit dabei, um gegebenenfalls Essensvorräte portionieren zu können. Diese improvisierte Sperrschicht zwischen den ersten dünnen Socken aus Merinowolle und der zweiten dicken Sockenschicht aus Schafswolle hat an diesem Tag gut funktioniert. Es kam keine neue Feuchtigkeit in Socken und Schuhe.

Jetzt war nur noch die Frage, wie ich das bereits vorhandene Eis aus den Schuhen herausbekommen könnte. Die einzige Wärmequelle neben dem Kocher war mein eigener Körper. Also blieb mir nur die Möglichkeit, die Innenschuhe herauszunehmen und nachts im Schlafsack warmzuhalten und sie so trocknen zu lassen. In meinem Schlafsack wurde es mittlerweile schon etwas eng, da ich alles, was nicht frieren sollte, mit hineinsteckte. Da waren die inneren Kleidungsschichten, die Akkus und Batterien für elektronische Geräte wie Kamera und GPS-Notfallsender und meine Tageskontaktlinsen. Nun kamen also noch die beiden Innenschuhe mit dazu. Den Reißverschluss des Schlafsacks konnte ich gerade noch schließen, die bequemste Nacht war es aber nicht, zumal es der zweite Abend war, an dem das Thermometer auf -30°C fiel. Ich hatte mich also entsprechend fest eingepackt. Während der Nacht stiegen die Temperatur allerdings auf -10°C . Das mag jetzt nicht unbedingt als warm bezeichnet werden, es ist aber doch eine Differenz von 20 Grad. Mir wurde also viel zu heiß, hinzu kam noch die verdampfende Feuchtigkeit. So raubte mir das nächtliche Spiel, den passenden Kompromiss zwischen feuchter Luft aus dem Schlafsack hinaus- und kalter Luft hineinzulassen zu finden, den viel benötigten Schlaf. Glücklicherweise machte sich der Aufwand bezahlt. Am Morgen waren die Innenschuhe nicht mehr gefroren, und für die restliche Woche hatte ich angenehm warme Füße.

Neben den rettenden Plastikbeuteln stehen auf meiner Liste von nützlichem Material, das auf Reisen immer dabei sein sollte, noch Nähzeug, Draht, Schnur, Klebeband, Kabelbinder und ein Multiwerkzeug. Dadurch lässt sich in MacGyver-Manier vieles reparieren und improvisieren. Den klischeemäßigen Kugelschreiber hatte ich nicht dabei, da auch dieser bei Minusgraden nicht mehr schreibt. Das Tagebuch wird mit Bleistift geschrieben.

Nur kurz, es ist kalt. -30 °C draußen. Mir scheint, dass die Kälte vom See herkommt, auf den ich zugehe. Morgen werde ich umdrehen. Vielleicht noch Tagesausflüge zu höheren Gegenden. Heute war es echt anspruchsvoll bzgl. Kälte und Feuchtigkeit. Trick mit den Plastiksäcken als Socken hat funktioniert. Hoffe, dass das Aufstehen morgen leichter fällt. Tote Rentiere am Weg. Keine Schneemobile. Nebel. Zweites Paar Fingerlinge lösen sich auf. Kocher anzünden geht immer besser. Mit dicken Handschuhen schreibt es sich schlecht.

Nach vier Tagen und knapp 30 zurückgelegten Kilometern fiel dann die Entscheidung, umzukehren. Auf dem Rückweg verbrachte ich eine Nacht im Winterraum einer Hütte und merkte, was für einen gewaltigen Unterschied die Wärme eines Holzofens machen kann. Aber die Erfahrungen dieser Woche in der Kälte haben mir später die Sicherheit gegeben, ein ganzes Jahr im Zelt verbringen zu können. Vor allem mit einem Ofen im Zelt, an dem ich mich wärmen und Kleidung trocknen konnte, erschien es mir durchaus machbar.

Die Erfahrungen im Umgang mit der Kälte haben mich bestärkt. Für die Begegnung mit der Einsamkeit galt das nicht so sehr. Dazu habe ich mir schon damals folgende kritische Gedanken ins Tagebuch notiert:

Ich merke, ich bin unruhig. Die Einsamkeit ist nicht das, was meine Leere füllen kann. Ich zog aus, um in der Stille Ruhe zu finden. Doch alles, was ich fand, war die Rastlosigkeit in mir.

Hätte ich mich besser an diese (hier etwas geschwollen beschriebenen) Momente erinnert, wer weiß, ob ich die Idee eines einsamen Inseljahres immer noch gleich gut gefunden hätte.

Nach der intensiven Woche allein in der Kälte war diese Reise aber noch nicht vorbei. Ich hatte noch drei weitere Wochen Zeit, in denen ich unterschiedliche Landschaften sehen und Menschen treffen wollte. Den Höhepunkt meiner Reise bereits hinter mir meinend, war ich nun offen und ohne Erwartungen für das, was noch kommen sollte. So wurde ich überwältigt von der Landschaft, die mich erwartete und die in mir etwas auslöste, was für mich bis dahin undenkbar war. Und so begann sich an dem schönsten Ort, den ich bis dahin besucht hatte, auf der Inselgruppe der Lofoten in Norwegen, ein Gedanke in mir zu formen.



3

Wenn jemand eine Reise tut, so kann sich was verändern

Nach einer kurzen Erholungsphase in einer kleinen Hütte auf einem Campingplatz mit echtem Bett, Dusche und Sauna suchte mein Blick auf der Landkarte das nächste Ziel. Eine ursprünglich angedachte Route wäre gewesen, die Ostsee ganz zu umrunden und über Finnland und das Baltikum zurück nach Mitteleuropa zu fahren. Dafür erschien mir die verbleibende Zeit allerdings zu kurz, deswegen wollte ich in der Gegend bleiben. Zum Nordkap trieb es mich nicht, solche Extrempunkte wie das Höchste, Tiefste oder Nördlichste erschienen mir immer schon zu touristisch.

Da ich in christlich geprägtem Umfeld aufgewachsen bin, in einer Kirche, die sich samstags zum Gottesdienst trifft, und meine Eltern, wenn wir auf Reisen waren, immer nach der nächstgelegenen Adventgemeinde für den Sabbat gesucht hatten, wusste ich um die Vorzüge, auf der ganzen Welt Orte zu finden, wo man willkommen war. Nicht nur als Möglichkeit, Gleichgesinnte zu treffen, sondern auch – und ich würde nicht die ganze Wahrheit schildern, würde ich es verschweigen –, um danach vielleicht zum Mittagessen eingeladen zu werden. Eine kurze Suche im Internet bestätigte die Annahme, dass der Norden einerseits sehr dünn besiedelt ist, Schweden andererseits ein sehr säkulares Land ist. Die nächstgelegene Gemeinde war

in Leknes auf den Lofoten in Norwegen. Von diesen Inseln, die sich vom Festland aus in einem Bogen Richtung Süden in den Atlantik ausdehnen, meinte ich schon mal etwas gelesen oder gesehen zu haben.



Die rund 600 Kilometer nach Leknes ließen sich in einem Tag zurücklegen, Distanzen sind auf Roadtrips ja sehr relativ, und ans Meer zu fahren klingt zu jeder Jahreszeit attraktiv. Über Kiruna und Abisko kam ich spät am Abend ans Meer und suchte mir einen Parkplatz, auf dem ich im Auto übernachten konnte. Auch wenn ich mit meiner Reise keine besonders konkreten Erwartungen verbunden hatte, gab es doch einen Punkt, den zu erleben ich mir gewünscht hatte: Ich wollte zu gern einmal Nordlichter sehen. Einmal zuvor hatte ich in Trondheim bereits das Vergnügen gehabt, ein sehr fahles grünes Schimmern am Horizont zu erkennen.

Am Abend meiner Ankunft am Meer war es dann so weit. Der grüne Schein war zum größten Teil von dem riesigen Berg verdeckt, vor dem ich geparkt hatte. Also schnell den Fahrersitz wieder freigeräumt, um einen besseren Ort zu finden, in der Hoffnung, dass das Leuchten am Himmel nicht verschwinden würde. Dankenswerterweise hatten die elektrisch geladenen Teilchen Geduld und zeigten mir ihr Spiel noch einige Minuten lang.

Selbst aufgeladen von Freude, wie ich war, waren alle Anstrengungen der Kälte der vergangenen Woche vergessen, und ich wusste: Hierherzukommen war eine gute Entscheidung. Das bestätigte sich auch am nächsten Tag, als ich die nette Gemeinschaft in der Kirchengemeinde genießen konnte und es tatsächlich ein gemeinsames Mittagessen danach gab, zu dem ich gern bleiben durfte. Ein wunderbares System globaler Fürsorge, zumindest an Wochenenden.

Da die Inseln nur durch schmale Fjorde voneinander getrennt sind, gelangt man über Brücken bis zum am äußersten Spitz gelegenen Ort mit dem wunderbaren Namen „Ä“.

Durch das Meer sind die Temperaturen auch um vieles milder als im Landesinneren, meist um die -5°C . Es lag sehr wenig Schnee, dafür gab es viel Eis.

Im Auto im feinen Schlafsack liegen, das Meer rauscht, der Wind umweht das Auto, und aus dem Fenster beobachtet man Nordlichter. Schöner, kitschiger, romantischer kann es allein nicht werden.

In dem Wissen, dass ich wohl einige Tage hier sein würde, besorgte ich mir Wanderkarten und erkundete das imposante Gebirge, das sich auf den Inseln hier direkt aus dem Meer erhebt. Die Tage waren gefüllt mit dem Besteigen von Bergen, dem Versuch, die Landschaft, die von dem wunderbar flach einfallenden Licht modelliert wird, im Bild festzuhalten, und der Suche nach offenen Toiletten an Rastplätzen.

Bis jetzt blieb die tiefe innere Erkenntnis der Reise noch aus. Vielleicht lernt der Held dies erst bei der Rückkehr in die alte Welt oder bei den Freunden und Mentoren, die er am Weg kennengelernt hat. Vielleicht ist die Erkenntnis aber auch die, dass er nicht von den großen Leeren und Fragezeichen davonlaufen kann.

Etwas traurig macht ihn das, unseren Helden. Aber die eine oder andere Träne im Auge könnte genauso gut von der Kälte und dem Wind kommen.

Ein weiteres Ereignis stand auf dieser Reise noch an: mein 30. Geburtstag. Dieser fiel genau auf den Tag, an dem ich am

nördlichsten Punkt meiner Reise angekommen war, zu Gast als Couchsurfer auf der Insel Andøya. Es war angenehm, wieder Zeit mit Menschen zu verbringen und in einem richtigen Bett zu schlafen. Wie viele andere Erlebnisse mit Menschen auf Reisen, entweder als Gast oder Gastgeber, war auch dieses ein besonderes. Schnell kommen bei solchen Begegnungen auch tiefere Gesprächsthemen auf, und so erzählte mir mein Gastgeber von den großen Schwierigkeiten in seinem Leben. Herausforderungen in seinem Glauben an Gott, denen ich selbst nie gegenüberstehen musste – ich bin wohl sehr behütet aufgewachsen. Das Einzige, was ich in solchen Momenten, in denen mir jemand sein Herz ausschüttet, tun kann, ist zuhören. Und vielleicht ist das auch das einzig Richtige.

Es tut gut, solchen Situationen ausgesetzt zu sein. Es zeigt einem, dass man eigentlich keine Antworten hat.

Vielleicht musste ich heute an meinem 30. Geburtstag hier sein. Ein Anfang, ein Umdenken. Die Umkehr am nördlichsten Punkt, und dann denselben Weg zurück, nur aus anderem Blickwinkel. Viele, viel zu große Wörter und Gedanken für so ein kleines Buch, so einen kleinen Menschen. Zu große Ideen, um sie in Worte zu fassen, zu wenig Zeit. Das Bewusstsein, man wird nie ankommen, nirgends. Alles wird nur größer, komplexer, dichter. Aber vielleicht kristallisieren sich auch Klarheiten heraus, grundlegende Fundamente, auf denen alles basiert. Ich weiß gar nicht mehr, was ich hier eigentlich beschreiben will, aber es tut gut. Vielleicht ist es Gott, vielleicht ist es Liebe. Vielleicht hat mir das gefehlt. Nein, keine erotische Liebe, eine bedingungslose Liebe den Mitmenschen gegenüber. Wenn es das ist, was man weitergeben kann, dann kann man wohl sagen, man hat gut gelebt.